Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 86 (1966)

Artikel: Erlebnis des Umbruchs : in den Gedichten des Zolliker Geschwornen Johannes Thomann (1720-1805)

Autor: Beck, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985566

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karl Beck

Erlebnis des Umbruchs

in den Gedichten des Zolliker Geschwornen Johannes Thomann (1720—1805)

Schon im Jahr 1330 besassen «die Dorflüt und Gebursami gemeiniglich von Zollikon» grosse Teile des heutigen Zolliker Waldes als Gemeinbesitz und wählten zu dessen Verwaltung und Bewirtschaftung zwölf ehrbare Männer auf Lebenszeit, welche zu den Heiligen schwören mussten, ihr Amt getreulich auszuüben. Daher die Bezeichnung Geschworne oder Zwölfer. Weil in der Regel angesehene und habliche Bürger mit dem Amt betraut wurden, vererbte es sich gelegentlich in einer Familie. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts übte dieses Zwölferkollegium schliesslich ähnliche Funktionen aus wie heute der Gemeinderat, und aus seinen Reihen musste der Untervogt, der höchste Mann des Dorfes, genommen werden.

Johannes Thomann, Sohn, Enkel und Urenkel eines Geschwornen, war der einzige erwachsen gewordene Sohn von Hans Heinrich Thomann im Kleindorf. Er verlor seinen Vater bereits mit 14 Jahren und konnte daher den ererbten ansehnlichen Bauerngewerb schon früh selbständig führen. Nach dem sog. helvetischen Kataster von 1801 umfasste sein Besitz $16^1/_2$ Jucharten, wovon fast 6 Jucharten Reben, und stand damit an erster Stelle nach den Oetenbacher Lehenshöfen in Witellikon (gut 88 Jucharten) und dem Gut «Traubenberg» (mehr als 17 Jucharten), welches damals schon aus dem Besitz der Escher vom Glas durch Heirat in denjenigen der Zürcher Familie Hirzel übergegangen war. Und als im Dezember 1800 eine Requisitionssteuer von $1^0/_{00}$ des Vermögens erhoben wurde, hatte Thomann als höchst eingeschätzter Zolliker 32 Fr. zu entrichten, gefolgt von zwei andern Steuerpflichtigen mit nur je 20 Fr. Ein weiterer Beweis der Wohlhabenheit dieser Familie Thomann ist es, dass unlängst bei der Renovation ihres Hauses wertvolle Deckenmalereien im Stil des Rokoko zum Vorschein gekommen sind. Für seine eigene Person

jedoch war Johannes Thomann besonders jeder «Kleiderpracht» und «Allamoderey» abhold und trug 1794 nebst einem andern allein noch Häftlein an seinem Zwilchrock statt der üblich gewordenen Knöpfe, wie er auch seine Schuhe noch mit Schnüren band.[1]

Von den frühen Mannesjahren bis zu seinem Tode lebte in Johannes Thomann eine wahre Leidenschaft, sich durch Lektüre zu bilden und seine eigenen Gedanken in Prosa und noch öfter in Versen niederzuschreiben. Während seine Dorfgenossen ihre Güter meist nach altem Brauch bewirtschafteten, war er ein Bauer, der aufgrund von Beobachtungen und Überlegungen möglichst rationell zu arbeiten suchte. Das brachte ihn in Verbindung mit dem Kleinjogg (Jakob Gujer) in der Katzenrüti und mit der Oekonomischen Gesellschaft in der Stadt. Es gelang ihm, grössere Erträge zu erzielen und auch noch in Fehljahren mehr einzuheimsen als seine Nachbarn, was ihm oft Neid eintrug und sogar Andeutungen, er stehe mit dunkeln Mächten im Bunde!

Schon der Zwanzigjährige begann Aufzeichnungen über das jeweils abgelaufene Jahr anzulegen, zunächst vor allem über das Wetter und die dadurch bedingten Ernteergebnisse. Immer mehr ergänzte er sie durch Notizen darüber, wann und unter welchen Bedingungen er die verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten ausgeführt hatte, so dass im Laufe der Jahre eigentliche Bauernkalender daraus wurden, welche er als seine *Tagbücher* bezeichnete. Auch aus der weiteren Umgebung hielt er darin merkwürdige Ereignisse fest, besonders solche, die mit dem Wetter im Zusammenhang standen, wie vor allem die Wassernot in Küsnacht im Jahre 1778; er notierte zudem von Woche zu Woche den Brotpreis. Angaben über die Einquartierung fremder Truppen und über deren Kämpfe in der Nähe seines Dorfes fehlten natürlich nicht[2].

Erst im Jahr 1770 ging Thomann daran, den ersten seiner *Gedichtbände* anzulegen. Offenbar wählte er damals aus seinen zahlreichen «Poetischen Gedanken», die er bis dahin nur auf losen Blättern aufbe-

[1] Siehe dazu H. Bruppacher und A. Nüesch in «Das alte Zollikon» (Zürich 1899), Seiten 26 und 135; Paul Guyer in «Tausend Jahre Zollikon» (Zürich 1946), Seiten 67 und 99; W.H. Ruoff, Familientabellen Alt-Zollikon, Blatt 78.

[2] Leider sind diese Tagbücher, die, wie auch die vollständigen Gedichtbände, vor 70 Jahren den Verfassern der Chronik «Das alte Zollikon» noch zur Verfügung standen, seither verschollen, doch finden sich Abschriften der Jahre 1740, 1753 und 1770/78 in den Protokollen der Oekonomischen Gesellschaft im Zürcher Staatsarchiv (B IX 69).

wahrt hatte, die ihm geeignet scheinenden aus, so dass ein Gedicht aus dem Jahr 1760 den Reigen eröffnet. Zunächst verfasste er mit Vorliebe Nachahmungen barocker Kirchenlieder, wie er denn auch als Zweck seiner Sammlung die Erbauung bezeichnete. Durch mehrfachen Gebrauch gewisser Gedanken und Wendungen wurden diese Lieder gelegentlich etwas monoton, doch sind sie meist besser als die Gedichte über biblische Personen, zu welchen vielleicht eine Predigt den Anstoss gegeben hatte. Später befreite sich der Poet von diesem engen Rahmen, und es entstanden nun regelmässig Rückblicke auf das abgelaufene Jahr und Ausblicke auf das kommende, ferner Naturbeschreibungen, Betrachtungen nichtreligiösen Inhalts und zahlreiche, oft gut gelungene Gelegenheitsgedichte, z.B. zu Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. Am packendsten ist die Schilderung einer Fiebernacht in schwerer Krankheit im Jahr 1780[3]. Immer gelingt es Thomann dabei, das Versmass auffallend gut einzuhalten, doch leidet darunter bisweilen nicht nur der Satzbau, sondern auch die Klarheit des Gedankengangs oder der Schilderung, besonders bei erzählenden Texten. Das muss dem Verfasser bewusst gewesen sein; denn schon zwischen 1780 und 1790 begann er, die gereimten Jahresrückblicke durch immer ausführlichere Anmerkungen in Prosa zu verdeutlichen und zu ergänzen.

Zwar besitzen wir von den ursprünglich acht Gedichtbänden nur noch die ersten fünf[4], die mit der Rückschau auf das Jahr 1794 schliessen, doch ermöglichen schon diese einen guten Überblick über die geistige, besonders die religiöse Entwicklung Thomanns durch mehr als drei Jahrzehnte von barocker Frömmigkeit zu einer Annäherung an den Pietismus, wobei zuletzt noch der Einfluss der Aufklärung spürbar wird. Auch der faszinierenden Persönlichkeit Lavaters wird er sich nicht haben entziehen können. – Da sich in der Zürcher Zentralbibliothek zudem noch einige Gedichte aus den letzten Lebensjahren Thomanns, teils als kleine Druckschriften, teils als Manuskripte, finden, die sich mit den politischen Ereignissen um die Jahrhundertwende befassen und zudem meist mit Anmerkungen versehen sind, lässt sich die Einstellung des Verfassers zur stürmischen Entwicklung jener Zeit gut verfolgen.

*

[3] Zwei weitere Gedichte zu diesem Thema finden sich auf losen Blättern in der Zürcher Zentralbibliothek (Ms S 603, 29).

[4] Bibliothek der Ortsgeschichtlichen Sammlung Zollikon: Ae, 8, I-V.

Bis ins Alter von mehr als 70 Jahren war Johannes Thomann ein zufriedener und getreuer Bürger des obrigkeitlich regierten Zürcher Staates. Schon im Ausblick auf das Jahr 1767 und später noch oft bittet er Gott, den «theuren Landesvätern» Weisheit, Gerechtigkeit und Gottesfurcht zu schenken, und ermahnt seine Mitbürger, der Obrigkeit freudig Treue zu schwören und die Steuern ohne Murren zu bezahlen. Wie für manche seiner Zeitgenossen ist für ihn der «Fürst» nicht so wie die Zürcher Regierung um das Wohl der Bürger besorgt, sondern zieht den Sohn des Bauern zum Kriegsdienst ein und zwingt den Vater, durch Steuern für dessen Sold aufzukommen. Dem französischen Hof aber wirft er Verschwendung auf Kosten des armen Volkes vor und erwähnt als Gegenbeispiel die bescheidenere Hofhaltung des «zweyten Fritz von Preussen». Wenn er vom Schweizervolk schreibt (Bd.V, S. 17)

Kein Volk auf Erden ist dir gleich,
An Frieden und Freyheit so reich

so macht das keineswegs den Eindruck von Liebedienerei gegen die Obrigkeit. Tatsächlich hatte ja Zürich in jenen Jahrzehnten kein «Heer» im Felde stehen und war vom siebenjährigen Krieg verschont geblieben. Als hablichem Bauern fiel Thomann die Entrichtung der verhältnismässig bescheidenen Steuern nicht schwer, und er hatte auch nicht wie die Handwerker unter der schikanösen Gewerbepolitik der Stadt zu leiden. Zudem stand für ihn die Regierung nicht in unerreichbarer Höhe, da er das eine und andere ihrer Mitglieder persönlich kannte und mit dem 1793 verstorbenen Ratsherrn Hans Caspar Keller sogar eng befreundet war, so dass in einem gewissen Sinn seine Stellung und Einstellung sich mit der eines noch unkritischen Stadtbürgers vergleichen lässt. Auch bei ihm fehlt das Lob der tapferen Ahnen nicht, die das Land von den Tyrannen befreit hatten.

Die französische Revolution begrüsste Thomann als Sieg der Freiheit, als Befreiung aus der Sklaverei, und möchte die Krone des Königs «nicht vom Boden aufheben». In dem Gedicht «*Die Rechte der Menschheit*» entwickelt er seine Auffassung[5]:

[5] Bd.V, S. 169 u.f. Da Thomann selbst nur selten Satzzeichen und nie Anführungszeichen setzte, könnte man gelegentlich Aussagen in der ersten Person, die er andern in den Mund legen will, fälschlicherweise für seine eigenen halten. Die Interpunktion ist daher sinngemäss ergänzt worden.

So ist Frankreich gekrochen
Lang in der Schlaverey;
Die Fessel jetz zerbrochen,
Der Strick, der ist entzwey . . .
Nun thut das Blatt sich wenden:
Es sollen arm und reich
Von allen dreyen Ständen
Jetz contrubieren gleich.
«Der König soll doch bleiben,
Doch solle sein Gewalt
Er forthin also treiben,
Wie es dem Land gefallt.
Wir wollen nicht mehr kriegen,
Wir haben Lands genug;
Die Nachbarn zu bekriegen,
Das düncket uns nicht klug . . .»

Dann zieht er die Parallele zu den alten Schweizern:

Man heisste sie Rebellen,
Die ohne Eid und Pflicht
Durch ihre Siegeswaffen
Verjagt die Tyraney;
Stat dass sie vorhin Schlaven,
Mit Gottes Hilf jetz frey.

An die absolute Gleichheit kann Thomann jedoch nicht glauben, muss doch jeder Staat eine Obrigkeit haben; ist diese weise, so steht es gut um das Land, und man wird ihr mit Ehrfurcht begegnen. Mit der Brüderlichkeit dagegen könnte es auch in Zürich noch besser stehen, betrachtete man doch ausserhalb der Stadt deren Befestigungen damals als Schutz gegen die Landschaft. Und damit hat er zum erstenmal etwas an der regierenden Stadt auszusetzen:

Schliess Wahl und Mauren nieder[6],
Geliebte Vaterstat!
Wen ihr uns halt als Brüder,
Beschützen *wir* den Staat.

[6] mundartl. schlysse = abbrechen, zerstören; Wahl = Wall.

Als Ende Mai 1792 in der Schweiz Truppen aufgeboten und zum Grenzschutz nach Basel verlegt wurden, betrachtete das Thomann als einen Akt der Notwehr gegen eine Bedrohung der Menschenrechte und als ein Zeugnis gegenseitiger eidgenössischer Hilfe (Bd. V, S. 205):

Es gilt der Menschheit Rechte,
Die von dem Schlaf erweckt,
Wir wollen sie verfechte,
Doch dies die Hoheit schreckt.
Da kommen von den Thronen
Viel tausend Krieger an;
Die Menschheit sol jetz frohnen,
Wie sie ehdem gethan . . .

Nun von den Bergenspitzen
Komt die bestimte Zahl,
Gleich uns euch zu beschützen
Dort nider in dem Thal . . .
Mit Gott nur angefangen!
Die Nohtwehr ist gerecht;
Mit Gott nur fortgegangen,
So geht es niemals schlecht.[7]

Im Rückblick auf das Jahr 1792 wird zudem erwähnt, dass auch Thomanns Schwiegersohn, der Jägerleutnant Jakob Ernst im Gugger, zum Grenzdienst einrücken musste und fast ein Vierteljahr in Genf stand. Sein Abschied wird als heroisch geschildert (Bd. V, S. 215):

Er reisset als ein Held darvon,
Kein Feigheit liess er spüren,
Liess Eltern, Fründ, ja Frau im Stich,
Ohn dass er schauet hinter sich.[8]

[7] Ein Entwurf dieses Gedichtes findet sich auch unter den Manuskripten Ms. S 603, 29 der Zürcher Zentralbibliothek.

[8] In der Ortsgeschichtlichen Sammlung Zollikon findet sich der erste Brief Ernsts, der am 9. Oktober in Genf angekommen war, vom 11. Oktober. Er ist guter Dinge und grüsst seine Angehörigen «zu tausend Mahl» mit dem Trost, er stehe ja auch in Genf unter Gottes Schutz. Gar so martialisch wird demnach der Abschied von daheim nicht gewesen sein. – Vgl. die von Anton Largiadèr herausgegebenen Aufzeichnungen des Freihauptmanns Christoph Bodmer über die zch. Grenzbesetzung in Genf 1792 (Zürcher Taschenbuch 1924, S. 177-214).

Merkwürdigerweise wird in den Jahresrückblicken bis 1794, welche sich allerdings bis zuletzt in erster Linie mit dem Wetter und der Landwirtschaft befassen, keines der historischen Ereignisse in Frankreich mehr erwähnt, weder die Erstürmung der Tuilerien und die Niedermetzelung der Schweizergarde im August 1792 noch die Proklamation der Republik im September 1792, die Hinrichtung des Königs im Januar 1793 oder diejenige Robespierres im Juli 1794. Ebenso fehlen nähere Hinweise auf die Kämpfe im ersten Koalitionskrieg, der ja 1792 begonnen hatte. Nur ganz allgemein dankt Thomann dafür, dass die Schweiz durch den von den Regierungen angeordneten Grenzschutz bis dahin vom Krieg verschont blieb, während die Verwüstungen in den heimgesuchten Ländern und die Verluste an Menschenleben bedauert werden. Aber man spürt, dass Thomann den Krieg nur aus seiner Lektüre kennt, nicht aus eigenem Erleben. In den folgenden Zitaten finden sich in der Beschreibung eines Schlachtfeldes Wendungen, die er auch später, z.B. anlässlich der Kämpfe vor Zürich im Juni 1799, ganz ähnlich wiederholt.
Ende 1792 (Bd.V, S. 215/16):

Und wenn bey uns des Krieges Schwert
Gleich in der Scheid verrostet,
So ist doch nicht gering der Werth,
So Stat und Land gekostet.
Der Reiche führt hier seine Klag
Als wie der Arm, der nichts vermag.
Doch hat der Landesväter Raht
So weislich alls geleitet,
Das man nur unsre Grenzort hat
Beschützet und bestreitet . . .[9]
Und so viel tausend Mutter-Kind,
Die so schmerzhaft geboren,
Dies Jahr ein Raub des Todes sind,
Gehn durch den Tod verlohren . . .
Auch Felder, so da angesäyt,
Stat das die Sichel klinget,
Wird ehe Zeit noch abgemäyt,
Mit Menschenblut gedünget.
Dort liegt ein Ross, dort liegt ein Held,
Zerschossen Wagen deckt das Feld . . .

[9] D.h. mit Streitkräften belegt.

Im März 1793 (Bd.V, S. 230/31):

Zwey Ströme sich ins Meer ergiessen,
Ich meyn die Donau und den Reihn,
Die wechselweise vom Blut fliessen,
Drum sitz ich hier betrübt und wein . . .

Ende 1794 (Bd.V, S. 248):

Man schlägt wie Veich die Menschen tod,
Viel Felder, Stät verheret,
O Herr, gib Frid und steur der Wuht,
Das nicht so fliess unschuldig Blut . . .

Der letzte der erhalten gebliebenen Gedichtbände bricht leider gerade dort ab, wo sich die Dinge am rechten Seeufer zuzuspitzen begannen. Da Thomann durch seine Mutter Elisabeth Guggenbühl und seine Frau Anna Katharina Bleuler, beide Küsnachterinnen, mit führenden Männern der Nachbargemeinde nahe verwandt war, da er ferner den Seckelmeister Bodmer in Stäfa persönlich kannte, und da er bereits im Gedicht über die Menschenrechte angedeutet hatte, dass ihm das damalige Verhältnis der Stadt zum Land nicht mehr recht behage, können wir sicher sein, dass er mit den Bestrebungen der Leute am See völlig einverstanden war. Anderseits gestatteten ihm seine Beziehungen zu Mitgliedern der Regierung die Einreichung einer Bittschrift, um die Todesstrafe von den nach der *Besetzung Stäfas* im Sommer 1795 Verhafteten abzuwenden. Auch nach deren Freilassung verurteilte er noch in seiner Rede vor dem Freiheitsbaum am 10. März 1798 die Verblendung und Härte, mit der die Regierung vorgegangen war.[10]

Von zwei Gedichten aus dem Jahr 1797[11] dürfte das erste «*Über Krieg und Frieden*» nach dem Friedensschluss von Campo Formio im Oktober jenes Jahres entstanden sein. Nach dem Ausdruck der Freude über dieses Ereignis müssen die Engländer samt ihrem Premierminister, dem jüngeren Pitt, herhalten. Sie hatten sich 1793 der Koalition gegen das revolutionäre Frankreich angeschlossen und waren bald darauf von Jourdan bei Hondschotten geschlagen worden. Nach der Umbildung der Regierung in Paris hatte das Direktorium im

[10] Siehe «Das alte Zollikon», Seiten 134, 135, 138.
[11] Zentralbibliothek Zürich, Ms. S. 603, 29.

Herbst 1797 die Ausweisung des englischen Gesandten aus der Schweiz verlangt, und Thomann machte sich die feindselige Einstellung gegen die Briten auch zu eigen:

Pitt, was hast du gewohnen,
Was dein Ministerum?
Dein Project ligt im Brunnen,
Die Welt hält dich für dumm.
Die Menschheit du geschändet,
Viel tausend bracht in Tod
Und deine Schätz verschwendet;
Du spilst noch Banquerot . . .

Ob der Adel oder der Sklave den Krieg angezettelt, darüber befrage man den Leibeigenen, den Knecht! Wird die Welt einmal so regiert, dass der Obere auch des Niederen gedenkt, «der bey der Arbeit schwitzt», wird es keine Kriege mehr geben. Doch nun, da wieder Friede herrscht, mögen die Schweizer Gott dafür danken, dass ihr Land auch diesmal verschont blieb, nicht zuletzt dank der Weisheit der Landesväter:

Ihr habt den Krieg vermiten,
Ihr helt das Schwert zurück;
Viel lieber was geliten,
Wil wandelbar das Glück . . .

«Lieber was gelitten» – diese Weisheit des Schilfrohrs in La Fontaines Fabel wird Thomann auch in den folgenden Jahren bei aller Franzosenbegeisterung nicht vergessen!

Das zweite Gedicht, «*Des alten Pauren Jahresgedanken 1797*», erinnert zuerst an den Friedensschluss und an die vorangegangenen Grenzbesetzungen mit der Anmerkung: «Die Kriegsvölker haben rings umher unser Land umgeben und möchten wol lüstern gewesen sein, gleich einem Haubt Veich über den Zaun zu springen . . . Den rechne man zusamen die grosse Zahl von Menschen, so dieser Krieg gekostet . . ., so das es nicht genug mit blutigen Thränen kan beweinet werden, und doch, o Thorheit! heisst dieses auf dem Beth der Ehren sterben.» Auf solche Ablehnung einer Verherrlichung des Soldatentodes folgt nochmals eine Mahnung zu vorsichtiger Politik durch den Hinweis auf den Fall Venedigs, das versucht hatte, den Franzosen Widerstand zu leisten:

Ach, Landesväter, wachet fort!
Seht doch Venedigs Staaten,
Wie übel es aussiehet dort.
Zu spät, wer jetz wil raten.
Ihr habt durch Klugheit und Verstand
Bisher gerettet unser Land.

Die Freilassung der seit dem Stäfner Handel Verhafteten Ende Januar 1798 bewegte Thomann tief, doch beschwor er seine Küsnachter Verwandten in eindringlichen Briefen, nun nicht auf Rache zu sinnen, sondern auf eine Verständigung zwischen Stadt und Land hinzuarbeiten: «Wendet euren Verstand dahin, dass Stadt und Land möchte vereinigt werden und nicht ein Drittmann von eurer Uneinigkeit profitiere!» Und als drei Wochen darauf Verhandlungen zwischen der Stadt und Abgeordneten der Landschaft zu keinem befriedigenden Ergebnis führten, wandte er sich an Bodmer in Stäfa: «Arbeitet so viel an euren Kräften und Vermögen stehet an der Vereinigung, auf dass weder ein einheimischer noch auswärtiger Krieg entstehe und Stadt und Land verheere!»[12]. Es war ja in jenen Tagen, dass sich die Franzosen, die in der Waadt die profitierenden Drittmänner gewesen, zum Angriff auf Bern rüsteten.

Am 5. März fiel Bern, und am 10. März wurde in Zollikon ein Freiheitsbaum aufgerichtet, wobei Thomann die Festrede hielt und ein Festgedicht vortrug. Bei aller Freude über das sichtbare Zeichen der gewonnenen Freiheit gab er seinen Mitbürgern zu bedenken, dass die volle Gleichberechtigung von Stadt und Land noch nicht verwirklicht sei, und ermahnte sie mit einem Vers aus dem Galaterbrief, die Freiheit nun nicht zum Deckmantel der Bosheit zu machen. Nur wenn wir uns als Brüder lieben, werden wir richtig frei sein.[13]

In den zwei ersten Jahren der Helvetik erschienen einige Gedichte Thomanns als kleine Druckschriften bei Waser in Zürich, der damals eine ganze Anzahl solcher gereimter «Worte in die Zeit» von sehr verschiedenen Verfassern herausgab. Da sind einmal «*Eines alten 78jährigen Bauren poetische Gedanken über das sehr merkwürdige Jahr 1798*»[14], eigentlich nichts anderes als einer seiner gewöhnlichen

[12] Siehe «Das alte Zollikon», Seiten 136/38.
[13] «Das alte Zollikon», Seite 139. – Am Abend jenes Tages wurde in Küsnacht ein das Landvolk befriedigender Vertrag unterzeichnet; siehe dazu F. Schoch, Geschichte der Gemeinde Küsnacht (Küsnacht 1951), Seite 508.
[14] Zentralbibliothek Zürich, XXXI, 225, Nr. 29.

Jahresrückblicke mit ausführlichen Anmerkungen. Zuerst stellt er fest, dass man in der Ostschweiz eigentlich durch die Ereignisse überrumpelt worden sei: «Niemand oder sehr wenige ahndeten eine solche Revolte oder Staatsumwelzung; das Volk war ruhig und meistens zufrieden.» Dann fragt er sich, ob das Unheil vielleicht zu vermeiden gewesen wäre: «Das grosse Übergewicht, so die Franzosen über alle Mächte, insbesonder über den Kaiser erhalten, der Fall von Venedig und Genua, hat die Schweiz nach sich gezogen, und so wäre kein anderes Rettungsmittel gewesen, als die Unterthanen etwas gelinder zu behandeln, die Schweizertruppen mit den Franken agieren zu lassen. Allein der klügste Politicus hat geglaubt, Frankreich werde unterliegen; und auch dieses hätte nicht rathen mögen: die Regimenter hätten vielmahl müssen recrutiert werden, der Fruchtpass vom Kaiser abgeschnitten, welches eine weit grössere Revolte verursachet». Thomann hätte also bei einem militärischen Anschluss der Schweiz an Frankreich die Aushebung von Ersatzmannschaft und die Unterbindung der Getreidezufuhr aus Deutschland befürchtet. Doch erkennt er die Ereignisse auch als Folgen einer Entwicklung; er erwähnt die verschiedenen Unruhen auf Schweizerboden in den vorangegangenen Jahren und stellt fest:

Weil blast ein starker Westenwind,
So frisst es um sich her geschwind,

nämlich das Feuer des Aufruhrs, und er vergisst auch die zahlreichen finanziellen Bindungen an Frankreich nicht:

Du buhltest mit der Franken Gold,
Dess hast du das für deinen Sold.

Da die regierenden Kreise sich dem neuen Geist so lange verschlossen, bis die Franzosen die Freiheit brachten, müssen sie nun dafür bezahlen:

Es kostet beyderseits viel Blut,
Der Franke triumphieret,
Sie führen weg Geschütz und Gut,
In Städt, Land einquartieret.
Indess die grosse Nation
Gibt Freyheit nicht umsonst zum Lohn.

Nach dieser fast hämischen Anspielung auf das Schicksal Berns wird den Franzosen immerhin bezeugt: «... doch durch den Allianz-Traktat zeigten sie sich grossmüthig.»

Dass die Feiern um die Freiheitsbäume nicht ganz nach seinem Geschmack waren, sagt der hausliche Zolliker Bauer nun aber auch deutlich: «Diess geschahe an allen Orten mit vielem Jubel; viele waren schlaftrunken von Freyheit, und mag an vielen Orten zu grosse Verschwendung gewesen seyn, so bey dermahligen Zeitumständen besser hätte können angewendet werden, denn die Gewerb geriethen ins Stocken.»

Nicht aus Begeisterung für die Helvetische Verfassung, sondern aus dem Wunsch nach Frieden und Ruhe heraus sah Thomann, der sich im Frühling so redlich bemüht hatte, weitere Wirren zu verhindern, mit verständnislosem Bedauern, dass ein Teil der Schweizer es lieber auf nach seiner Ansicht aussichtslose und daher verhängnisvolle Kämpfe ankommen liess, statt sich der neuen Ordnung gern oder ungern zu fügen. Er weist nun darauf hin, dass Zug «bezwungen wurde», dass nach Rapperswil, Richterswil und der March das Kloster Einsiedeln eingenommen und beraubt wurde, wobei er den Kampf bei Rothenthurm nicht erwähnt, sondern bloss abschliessend feststellt: «Man bequemte sich zur Annahme der Constitution.»

Dass am 16. August, als im Kanton Zürich der Bürgereid geleistet wurde, ein schweres Gewitter niederging, war ihm ein bedenkliches Vorzeichen, und wirklich ereigneten sich drei Wochen darauf die Schreckenstage in Nidwalden, welche er der Aufhetzung des Volkes durch die um ihre Einkünfte bangende Geistlichkeit zuschreibt. Die Verse, welche die Kämpfe kurz schildern, enthalten die vorwurfsvollen Worte:

Du trotztest: «Mich kein Feind bezwingt!»
Jetz wird dein Land mit Blut gedüngt.

Aus den Anmerkungen dazu spricht eine gewisse Sympathie für General Schauenburg und bereits auch Bewunderung für die Leistungen der siegreichen französischen Truppen: «Es war ein harter Kampf, weil es bös zu landen. Ungeachtet der Ober-General ihnen Pardon angebotten, so schlugen sie dieses aus. Sie verliessen sich auf ihre unersteiglichen Berge, aber den Franken war nichts zu steil, obgleich es auch viele von ihnen gekostet, welches sie aber in Wuth gebracht . . . So hat der Ober-General samt seinen Officieren dem Wuth der Soldaten Inhalt gethan, auch das Direktorium und die Räthe zu Aarau machen Anstalten, diese Unglücklichen zu unterstützen.» Auf Anordnung des Direktoriums wurde eine Liebessteuer gesammelt, «wozu sich doch kein Unwillen zeiget.» Die Tätigkeit

Pestalozzis wird weder hier noch später erwähnt. – Auch die folgenden Strophen belegen den Unmut Thomanns über nutzlose Auflehnung, welche eine friedliche Entwicklung der Dinge hindert:

Zu Schweiz war man auch angesteckt,
Für Unterwalden g'stritten,
Doch bald das Gwehr vor Franken streckt;
Man legte sich aufs Bitten.
«Dass euer Land und Leut ich schon,
So zahlt ein Contribution!»

Auch Unruh war im Oberland,
Bey In- und Ausser-Rhoden;
Die Eintracht kame erst zu Stand,
Als Franken auf ihrm Boden.
Man sich bequemt, es war ihm leid;
Man leistet hier den Bürgereid.

Auch das versteckte Geschimpfe Unzufriedener ärgert Thomann:

Doch noch so manch nasweiser Tropf
Lasst Missvergnügen blicken,
Weil es nicht geht nach seinem Kopf;
Kann sich hierinn nicht schicken,
Da er daheim in seinem Haus
Sagt: «Geht, treibt mir die Franken aus!»

Nicht einmal das kann er verstehen, dass man über die Aushebung von Hilfstruppen für Frankreich ungehalten ist, wo doch das Vaterland in Not sei[15]:

Wo bleibt denn jetz der Schweizerheld,
Der zagt, eh dass er kommt ins Feld?

mit der Anmerkung: «Was das für einen Lermen verursachet, da die Leuthe glauben, sie sollten über das Meer oder gar in Egypten hin! Diese Zagheit hat viele verleitet zu heyrathen; aber statt den Krieg

[15] Später wurde etwa gesagt: «Chacun a deux patries, la sienne et la France», doch meinte man das nur im geistigen und kulturellen Sinn. – Oder wollte Thomann auch hier ausdrücken, die Schweiz hätte es zu entgelten, wenn sie keine Hilfstruppen stellte?

zu meiden, sind sie erst recht in den Krieg gekommen.» Wie hatte Thomann doch früher das traurige Los der Soldaten beklagt! Immerhin unterdrückt er auch hier trotz aller Bewunderung der heldenhaften Ahnen seinen Leitgedanken nicht, indem er beifügt:

Bedenket doch der Franken Macht,
Wie viel sie unter sich gebracht!

An der augenblicklichen Lage der Schweiz bedrückt Thomann vor allem ihre Verworrenheit. Die neue Ordnung birgt gute Möglichkeiten in sich; aber vielleicht werden erst spätere Generationen von dem frisch gepflanzten Baum der Freiheit Früchte ernten. Genügend Platz zum Wachsen hätte er, doch kommen sich seine Äste noch in die Quere, und es wird von zu vielen Leuten zu viel daran herumgepfropft:

Der Zweyer dunken mich zu viel;
Weil sie sich nicht verstehen,
Fürcht ich, verderben sie das Spiel,
Werd schlechten Wachstum sehen.
Das Zweywachs dunket mich so theur,
Die Summe ist so ungeheur.

Auch sind zu viel unfähige Leute in den Regierungen: «Es steht noch sehr verworren, weil die Leuth in verschiedenen Meinungen getheilt, so dass ein grosser Theil lieber die alte Regierung wünschte, auch noch viele Zeit erforderet, bis das neue Gebäu ausgebauen. Das sehen viel vernünftige Leuthe ein und wünschen, dass die andere Regierung möchte vermindert werden und nur die weisesten beybehalten, weilen dann vieles könnte erspart werden.» Thomann kann es also verstehen, dass manche Leute nur schon deshalb die alte Regierung zurückwünschen, weil unter ihr wenigstens Ordnung geherrscht hatte. Aber «wegen der ungleichen Meinungen bin ich aussert Stand, etwas vorzubringen, da der Ehrgeiz und die Rechthaberey auf das Höchste gestiegen. Warum, wenn Hochmuth, Unwissenheit, bey den Menschen ist, ist er schlecht zu belehren. – Hier ist das Beste, so wenig zu sagen, als man kann; die Leuthe sind so klug, das es umsonst ist, etwas zu sagen. Und doch kann vielleicht die Zeit kommen, da es noch ein glücklich End gewinnt.» Den Lenkern des neuen Staates mögen die Imker als Beispiel dienen: sind sie ungeschickt beim Ausbrechen der Waben,

werden sie gestochen, und wenn sie den Bienen allen Honig wegnehmen, verhungern diese im Winter.[16]

Das folgende Gedicht «*Über die Siege der Franken bey Einnahme des Bündtner-Landes, samt einem patriotischen Zuruf an alle Schweizer-Bürger, die zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgezogen sind*»[17] muss aus dem Frühling 1799 stammen. Als im Jahr 1798 die Bündner den Anschluss an die Helvetische Republik mehrheitlich abgelehnt hatten, mussten die Befürworter desselben das Land verlassen, zu dessen Sicherung österreichische Truppen einmarschierten. Im März 1799 besetzte es aber Masséna durch konzentrischen Angriff in einem Blitzkrieg, und eine neue Regierung vollzog im April den vorher abgelehnten Anschluss, während zahlreiche österreichisch Gesinnte deportiert und ihr Vermögen konfisziert wurden.

Wären die Grundgedanken nicht im Rückblick auf das Jahr 1798 in schwächerer Form teilweise schon enthalten, so könnte man in diesen Gedichten den sonst so ruhigen und friedliebenden Geschwornen Thomann überhaupt nicht verstehen. Erlag der alte Mann wirklich so stark dem Eindruck der französischen Kriegserfolge, so wie im neutralen Ausland zu Beginn der beiden Weltkriege auch mancher dem Eindruck der anfänglichen deutschen Siege erlag? Sah er im raschen Vorrücken Masséna nach Osten eine Sicherung dagegen, dass die beiden Parteien sich auf Schweizerboden schlagen könnten? Hoffte er durch solche Verherrlichung der Besetzungsmacht diese seinem Lande günstig zu stimmen? Es ist am wahrscheinlichsten, dass von allen diesen möglichen Beweggründen etwas mitgespielt hat. So singt er denn:

Was machen doch die kühnen Franken
An Bergen, so mit Schnee bedeckt?
Setzt ihn der Reihnfluss keine Schranken?
Nein, dieses keinen Franken schreckt.

[16] Ernst Trösch (Die helvetische Revolution im Lichte der deutschschweizerischen Dichtung, Leipzig 1911, Seite 86), welcher dessen Manuskripte kaum kannte, erwähnt neben anderen gerade diese Druckschrift Thomanns, «der unzählige grässliche Verse zugunsten der neuen Ordnung zurechtgeschustert hat», und zitiert daraus eine Strophe, welche doch nicht die Ansicht Thomanns wiedergeben soll, sondern die Stimmung in gewissen Volkskreisen (siehe obenAnm.5). Man kann von Thomann gewiss nicht sagen, er «beurteile die Freiheit nach dem, was sie ihm einträgt». Er schätzte sie aufrichtig, besonders die Gleichstellung von Stadt und Land; aber er übersah auch nicht die nachteiligen Auswirkungen der neuen Ordnung, die zur Unordnung auszuarten drohte.

[17] Zentralbibliothek Zürich: XVIII 1344, Nr. 14.

Kein Berg zu hoch, zu wild kein Hügel,
Allons Braveur! Ihr klettert frisch.
Habt denn ihr Franken Adlers-Flügel?
Habt ihr Flossfedern wie ein Fisch?
Wie Steinböck und die Gemsen springen,
So kommt ihr auf der Bergen Spitz.
Um eure Feinde zu bezwingen,
Braucht Bajonet, fast kein Geschütz.
So, so sind deine Legionen,
Ihr unerschüttrer Helden-Muth,
Ihm selbsten, auch dem Feind nicht schonen,
Und wenn gleich Strömen fliesst das Blut.
So hast du auch jetz dieser Tagen
Mit Bündten und mit Österreich
Sie dapfer aus dem Feld geschlagen,
Gleich wie der Mezger würgt das Vieh.[18]

Aus welch veränderter Einstellung heraus wird hier im Vergleich zu früher davon gesprochen, dass Ströme Blutes fliessen und dass die Soldaten wie Vieh geschlachtet werden! – Der Gedanke, dass durch Massénas Erfolg eine Gefahr für die Schweiz gebannt sei, wird deutlich ausgesprochen:

Der Menschenfreund, der wünscht den Frieden,
Doch wenn Frank nicht den Feind besiegt,
Was wär uns für ein Los beschieden?
Erst wurde unser Land bekriegt.

Doch ebensowenig fehlt die alte Warnung vor unnützem Widerstand gegen die Franzosen:

Doch wer sich hier nicht weiss zu schicken,
Der geh, das Bündtnerland betracht,
Da wird er sehen und erblicken,
Wie alles in dem Elend schmacht.
Viel hundert wurden weggeführet,
Die haben jetzt ein harten Stand;
Viel tausende sind einquartieret
In diesem sonst so armen Land.

[18] Thomann dürfte wie üblich «Veich» geschrieben haben.

Die wieder heimkehrenden Bündner «Patrioten» sind für Thomann aus dem Grab Auferstandene, während er den ihres Vermögens beraubten Aristokraten rät, nun wie gewöhnliche Bauern zu arbeiten, brächten doch die Franzosen neben der Freiheit auch die Gleichheit! Rechtzeitig erinnert sich der Sänger dann doch noch daran, dass er selbst zwar ein Bauer, aber ein recht vermöglicher Bauer ist, und bittet vorsichtshalber den General:

Und Massena, lass dich begnügen,
Lass jeden bey seim Eigentum.
Diess sei der Triumpf deiner Siegen,
Diess so verewigt deinen Ruhm.

Das ahnte er bei der Abfassung des Gedichtes allerdings nicht, dass Masséna so bald durch die Kriegslage gezwungen sein würde, Bünden wieder zu räumen, so dass schon Mitte Mai die Österreicher unter Hotze wieder in Chur standen und sich wenige Wochen später in der Nordostschweiz schwerste Kämpfe abspielten.

Im anschliessenden «patriotischen Zuruf» empört sich Thomann nochmals über die Burschen, die sich durch Heirat der Rekrutierung entziehen. Eigentlich sollte man solche Memmen zum Land hinaus jagen! In Erinnerung an den strammen Auszug seines Schwiegersohns zum Grenzdienst mahnt er:

Beym Abschied-Nehm, beym Hände-Druck
Acht nicht der Mutter Flehn!
Auf, auf, und schaue nicht zurück!
Kommt, kommt und lasst uns gehn!

Und während er es früher beklagt hatte, dass die Soldaten nicht mehr den Pflug führen dürften, rät er ihnen jetzt, und zwar wieder mit dem unklaren Hinweis auf einen dem Lande drohenden Schaden:

Lass Weberstul und Spinnerad,
Ja selbsten auch den Pflug;
Wenn es antrifft des Landes Schad,
So waffne dich im Flug!

Der Gedanke, der Schweizer brauche keine Angst vor den Mühsalen des Militärdienstes zu haben, da er ja in einem rauhen Bergland geboren und dadurch abgehärtet sei, ist hier neu, ebenso einiges in den

Anmerkungen: die Schweizer dienten jetzt bei den Franzosen nicht mehr als Söldner, sondern ständen ihnen als Bürger rechtlich gleich; auch seien nun die Offiziere nicht mehr höheren Standes wie in den einstigen Schweizer Regimentern; und überhaupt tue es den Schweizern ganz gut, wenn ihnen etwas Schneid beigebracht werde, weil der Friede leicht träg mache. «Sehet die Franken an! Da ist Leben und Bewegung.» Und überhaupt: «Der Schweizer kann von dem Franzmann, wie dieser von jenem, geliebet werden. Oder haben wir unter den Franken nicht brafe, gesittete Leuth angetroffen?»

Ein Zusatz, den Thomann diesen beiden sonderbarsten seiner Poeme beifügte, ist wieder in ganz anderem Sinn aufschlussreich: «Ich muss dem Publikum noch eine Anmerkung anführen, dass viele Städter und unwissende Leuth auf dem Land jetz noch über die Bewohner der beyden See-Ufer am Zürichsee fluchen, dass sie vor einem Jahr nicht gegen die Franken auf Bern gezogen; es scheint, diessere Leut haben von den Siegen der Franken nichts gelesen, dass der Kayser, der König in Spanien, in Neapel, in Sardinien, der König von Preussen und Engelland, die Republik Holland, die Republik Venedig, der Pabst, ganz Italien, ja alle Reichs- und Churfürsten, alle diese Mächte haben nichts ausgerichtet, sondern die Franken haben alles besiegt bis auf Engelland. Und wenn die Seebewohner, dieser kleine Hauffen, gezogen und sich bis auf den lezten Mann gewehret, so hätten die Franken dennoch gesiegt, und jezt wäre unser Land eine völlige Vende [d. h. Vendée], die Stadt samt dem See verheeret, ihre Häuser geplündert und verbrennt, ihre Weinberg, Aeker und Wisen verwüstet, Weiber ohne Männer, Kinder ohne Väter, und wäre jezt nichts anderes als Elend, Noth und Jamer, wie in dem armen Bündten, so dass man mit keiner Feder im Stande wäre, selbiges zu beschreiben.» – Also trotz aller vorhergehenden Fanfaren wieder der wirkliche Thomann: Nur keinen nutzlosen Heldenmut, auch wenn das Vaterland – oder zählte er das alte Bern nicht dazu? – in Not ist, um grössere Not zu vermeiden!

Trotz seiner gutgemeinten Ratschläge erlebte Thomann bald genug den Krieg in nächster Nähe, besonders während der ersten Schlacht bei Zürich im Juni 1799, ebenso die starke Belegung Zollikons und seines eigenen Hauses mit Truppen aller kriegführenden Parteien, vor allem mit Österreichern, welche an den blutigen Kämpfen in Hirslanden und an den Vorstössen durch das Seefeld gegen Stadelhofen beteiligt waren. Tatsächlich hat denn auch in den im Herbst 1799 auch von Waser verlegten «*Poetischen Gedanken eines alten achtzig-*

jährigen Greisen, begleitet mit Anmerkungen über den Krieg und über sein unglückliches Vaterland, nebst dem herzlichen Wunsch, dass der Höchste das Seufzen und Flehen so vieler Tausenden erhören und nicht nur der Schweiz, sondern ganz Europa den lieben Frieden wieder schenken wolle»[19] die Hochstimmung des Frühlings einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Auf sein Leben zurückblickend, schreibt der alte Mann: «Den Respekt und die Hochachtung hab ich gegen die Obrigkeit niemals beyseit gesetzet; hingegen haben sie mir als einem ehrlichen Mann ihr Zutrauen geschenkt. Während die Veränderung zu Stadt und Land sich zugetragen, so habe ich meinen Dienst [als Geschworner], den ich gezwungener Weise annahm, niedergelegt und lebe als ein Bauer bey meinen Gütern . . . Meine Zeitgenossen sind bey Windstille in ihre Ruhe eingegangen, weil ich bleibe auf dem wilden Meer.

Was denkt er jetzt bey dieser Zeit,
Da alles so verworren?
Wo hin ich sehe, Krieg und Streit;
Wär besser nie geboren.

Gott hat mir, ihme sey Preis und Dank, ausserordentliche Gesundheit und Leibesstärke verliehen, und der Höchste hat meine Arbeiten gesegnet, welches meinen Güter-Gewerb um ein ziemliches vermehrte, doch nicht ohne Neider.»

Von den Einquartierungen sagt Thomann:

Nimmt es der Franke, Böhm, Wallach,
Die Russen und Cosaken,
Das Feld geleert, auch Haus und Dach,
Die Krieger alls einpacken . . .
Kommt einer bey mir ins Quartier,
So zeig ich mich im Stillen
Und traktir ihn so nach Gebühr;
Diess leget den Unwillen.
Der Soldat ist hieran nicht schuld,
Er muss oft Mangel haben,
Drum habe auch mit ihm Geduld
Und trachte ihn zu laben.

[19] Zentralbibliothek Zürich: XXXI 243, Nr. 2.

So komme ich am besten fort,
Muss ich gleich etwas wagen,
Als der durch Unwill, böse Wort
Vermehret seine Plagen.

In der Anmerkung wird abermals die Nutzlosigkeit einer Auflehnung betont: «Wer will jezt ohne Gefahr seines Lebens wider den Strom schwimmen? Nur dass von beyden Seiten Partheyen Offiziers und Soldaten sind, die menschlich gesinnet, doch wohl einsehen den Unterschied zwischen Gewalt und freyem Willen. Die Freundlichkeit ist die Seele von allen Handlungen; sie kann die wilden Thiere, will geschweigen die Menschen gesitteter machen . . . Dieses ist mir oftmals begegnet; allein durch meine freundliche Aufnahme hat sich ihre Natur allemal beändert.» – Die fremden Gäste freundlich aufzunehmen und «nach Gebühr zu traktieren» dürfte Thomann leichter gefallen sein als den zahlreichen Kleinbauern oder gar Heimarbeitern im Dorf. – Das Leben des Soldaten erscheint ihm nun wieder keineswegs heroisch: «Der wenigste Teil gehet freywillig, sondern gezwungen. Wie sollte er sein Vaterland, seine Eltern und Geschwisterte gern verlassen und in ein fremdes Land ziehen, den tod zu schiessen, den er nicht kennt und der ihme in seinem Leben nichts zu leid gethan?»

Die durch die Anwesenheit der fremden Truppen verursachte Not, welche auch die sonst schon armen Berggegenden nicht verschonte und noch durch das Auftreten einer Viehseuche verschärft wurde, wird in mehreren Strophen geschildert. Und was ist die letzte Ursache all dieses Elends? «Zweytracht und Eigensinn hat unser Land vergiftet», und «Der Oberen Stolz und der Unteren Trotz hat dieses Unheil angerichtet.»

Hat Thomann die Orte, wo gekämpft worden war, etwa Hirslanden, vielleicht auch selbst besichtigt, so beschreibt er sie doch ungefähr mit den gleichen Worten wie früher Schlachtfelder im Ausland. Eigenes Erleben spiegelt sich dagegen in der Anmerkung: «Wer Abends zuvor solche ansehnliche Mannschaften gesehen und Tag hernach siehet, wie solche tod und zerstümmelt auf der Erde zerstreut liegen, sollte der Menschenfreund nicht hier lassen eine Thräne fliessen? . . . Wenn zwey Armeen in Aktion gerathen, da wird oft kein Pardon gegeben, und mancher aus Desperation begehrt kein Pardon, weil er seines Lebens müde ist.»

Mit grosser Erleichterung stellt Thomann sodann fest, dass im September in der zweiten Schlacht bei Zürich die Stadt selbst fast

kampflos von den Russen geräumt werden konnte. Da jedoch keine Kapitulation abgeschlossen worden war und «man nicht wusste, ob der Sieger oder Besiegte mit Rauben, Mord und Brennen sich an uns rächen würden, sind gleich hie und da Plünderungen vorgegangen, so ist, dem Höchsten sey Dank, wenn man den hungrigen, zwey Tag lang schlagenden Soldaten mit Speiss und Trank gut begegnet, es noch erträglich gegangen; doch an etlichen Orten sind sie von beyden Partheyen hart mitgenommen worden.»

Und nochmals bittet er die «Thronen und Direktoren», nicht länger mit den Menschen zu spielen und sie nur ins Feld zu stellen, damit man auf sie zielen könne; er erinnert sie an die durch Kriege verursachten Schäden und Verluste und an die Vorteile des Friedens:

Die Kassen werden nicht erschöpft,
Wenn Euere Söhne pflügen,
Der Landmann auch nicht so geschröpft,
Als wenn sie stätig kriegen.

Die letzten von Thomann auf uns gekommenen Gedichte stammen aus den ersten Tagen des Jahres 1803.[20] Es sind ein Rückblick auf das Jahr 1802 und ein solcher über die letzten 20 Jahre, zwischen ihnen ein kurzer Brief an einen Ratsherrn, der ihn im Herbst in Zollikon besucht hatte. Im politischen Teil des *Rückblicks auf 1802* wird ohne Kommentar berichtet vom Konflikt Zürichs mit der helvetischen Regierung, von der harmlos abgelaufenen Bombardierung der Stadt, vom Marsch der Regierungsgegner auf Bern, vom Auszug der Regierung nach Lausanne in Begleitung des französischen Gesandten, vom Eingreifen Bonapartes, der die Ordnung wieder herstellte, die Aufrührer entwaffnen liess und dem Land eine Kriegssteuer auferlegte, welche nach Thomanns Ansicht eigentlich von den Schuldigen hätte aufgebracht werden sollen. Dann liess Bonaparte Abgeordnete zur Consulta nach Paris kommen:

Da leg ich hin das Streiten,
Wie die Regierung sey gefasst,
Die mir und euch am besten passt.
  Nun Schweizer, haltet einmal Frid,
Wen anderst dir zu rahten!
Du bist dein eigen Unglücks Schmid,
Sih auf die andre Staaten!

[20] Zentralbibliothek Zürich: Ms. T 434, 9.

Denen, die an solchen Wirren unschuldig sind, rät Thomann, sich mit Geduld zu wappnen und die Steuer zu bezahlen, um Exekutionen zu entgehen. Wohl beklage man es jetzt, «der Freyheit und des Gelds beraubt» zu sein und wenig Hoffnung auf bessere Zeiten zu haben, doch werde das kaum anders werden, «wen Herrschsucht nicht ein Ende nimt». Die Unzufriedenen aber tröstet er mit den Versen:

Sind die Gesetze etwas schlecht,
Wen nur dein Richter weisse,
Ohn Mieth und Gaben sprechen Recht,
Nicht treten auss dem Gleisse.
Ein rauhes Feld(e), recht gepflügt,
Tragt mehr als guts, so öde ligt.

In dem *Brief an den Ratsherrn* wird die politische Lage ungünstiger beurteilt. «. . . so das ich mit des Hohen Priester Elias Sohnsfrau ausruffen: Die Herrlichkeit von Israel ist dahin! Und wen ich die Weltgeschichten betrachte, so gemahnet es mich an die alten Römer, die von den Samiteren nach Ablegung ihrer Waffen gezwungen, under dem Joch durch zu kriechen». Thomann bedauert mehr die neue Abhängigkeit der Schweiz vom Ausland, als dass er sich über Bonaparte beklagte. «Sonst sind die Proclamationen von Bonaparte vol Kentnussen von unserem Land. Wen sie von klugen Mänern befolgt werden, kan es noch gut gehen. Das unser Land von Frankreich und Italien abhängen wird, gleich wie es schon etlich hundert Jahr abgehangen hat, wird mir kein verständiger Man leugnen. Nun, das Unglück ist geschehen, und niemand wil die Schuld tragen.»

In den *Betrachtungen über die letzten 20 Jahre* beginnt der Chronist mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und geht dann über zum Staatsbankrott Frankreichs, zur Einberufung der Reichsstände und zum Aufkommen des Dritten Standes. Der französische Adel war nicht zu Opfern bereit, sondern entzog sich ihnen zum Teil durch die Flucht ins Ausland. Dann wird die Revolution kurz geschildert und dabei wieder weder die Hinrichtung des Königspaares noch der Untergang der Schweizergarde erwähnt, sondern bloss die Auflösung der Schweizer Regimenter:

Die Schweitzer waren übel dran
Mit ihren Regimenten;
Wil sie dem König zugethan,

Man sie nach Hause sendten.
Es gienge so verworren her,
Wusst nicht, wer Koch und Keller wer.

Da schlossen sich die Fürsten zusammen und erklärten Frankreich den Krieg. Und nun kommt der für Thomanns damalige Einstellung so aufschlussreiche Rückblick auf die Freiheitsbegeisterung auch in der Schweiz:

Man schwätzt den Leuthen Freyheit vor;
Viel liessen sich betriegen.
Jetz ist es leider offenbar:
Wer nicht schafft, wird nichts kriegen.
Freyheit ist gut, ein edle Kunst,
Doch ohne Arbeit lährer Dunst.
So ward die Schweiz auch angesteckt
Mit diesen süssen Träumen,
So vielle Tausende geneckt
Mit ihren Freyheitsbäumen,
Die ohne Blätter, ohne Frucht,
Darum jezt mancher sie verflucht.

Wie die Franzosen alle andern Gegner besiegt, kam die Reihe an die Schweiz. Nach den Kämpfen im Jahr 1799 verliessen «der Käyser und der Moscowit» das Land wieder, doch dann kam Bonaparte nach Paris, stürzte das Direktorium, nahm selbst die Zügel in die Hand und überquerte die Alpen «alls ein Pfeil», worauf der Waffenstillstand in Norditalien und der Friede zu Lunéville geschlossen wurden. Jetzt hätten die Schweizer ihren neuen Staat in Ruhe ausbauen können, doch waren sie uneinig. Besonders die Bewohner der Berggegenden, die doch Stützen der Freiheit hätten sein sollen, wollten «bleiben bey dem alten», und auch viele Städter warteten nur auf eine günstige Gelegenheit zur Wiedergewinnung ihrer alten Vorrechte. Die Beschiessung Zürichs richtete zwar keinen grossen Schaden an, doch stehen nun die beiden Parteien einander wie zwei Armeen gegenüber. Da tritt der Consul als Schlichter auf, indem er nochmals Truppen in die Schweiz schickt und die Consulta einberuft. Das ist der Lohn der Zwietracht, dass sich die Schweiz jetzt enger an Frankreich und die Lombardei anschliessen muss, wenn ihr nicht der Handelsverkehr unterbunden werden soll. Immerhin wird wenigstens die Gleichheit Aller vor dem Gesetz erhalten bleiben. Thomann schliesst das Ge-

dicht, indem er Bonaparte, ohne ihm zu widersprechen, die Lage so zusammenfassen lässt:

Den die von gleichem Blut und Gschlecht,
Sol jeder haben gleiches Recht.
Das ist mein Schluss, ich hab geredt.
Wen ihr dies nicht erfüllen,
So komt das Gwehr, der Bajonet,
Der wird die Unruh stillen.
Das nehmet von mir an als Freund,
Ders mit euch Schweitzern redlich meynt.

*

Der Geschworne Johannes Thomann darf der bedeutendste Zolliker in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genannt werden. Seine Arbeitsweise als Bauer, seine Aufzeichnungen und manche seiner «poetischen Betrachtungen» rücken ihn, wenn auch mit Abstand, in die Nachbarschaft seiner berühmteren Zeitgenossen Ulrich Bräker und Jakob Gujer. In den politischen Abschnitten seiner Gedichte finden sich bei allem Kampf um Versmass und Reim viele treffende Formulierungen. Noch im hohen Alter verfolgte er wachen Geistes die Ereignisse im Ausland und besonders in der Schweiz, und oft beurteilte er die letzteren richtiger als mancher wortgewandtere Sänger oder Streiter. Auch wenn er einmal einer Zeitströmung erlegen war, welche in den französischen Revolutionsmännern nur edle Menschheitsbeglücker, in ihren Soldaten heldenhafte Bringer der Freiheit sah, fand er immer wieder den Weg zurück zum Standpunkt des nüchternen, altersweisen Zürcher Bauern, dem das Wohl seines Landes am Herzen lag. Es ist tröstlich, dass er ungeachtet der Enttäuschungen, welche ihm der grosse Umbruch nach einem Aufflammen der Begeisterung für die neue Zeit gebracht, doch die letzten zwei Jahre, die ihm noch beschieden waren, nicht als ein vergrämter, sondern nur als ein illusionsloser Mann antrat, der aber die Hoffnung auf eine Entwirrung des Verworrenen durch die Zukunft trotz allem nicht aufgegeben hatte. Gerade darin gaben ihm die folgenden Jahrzehnte recht.

Auch wir leben wie einst der alte Geschworne Thomann in einer Zeit der Unsicherheit und des Kampfes der Ideologien und Meinungen in der weiten Welt und in der engeren Heimat, und deshalb haben seine Gedichte und Betrachtungen noch uns Heutigen manches zu sagen.